

Bäckfische haben darum keine classische Bildung, weil sie nichts von den Alten wissen wollen.

Bagage. Man soll sich auf der Reise nicht mit unnöthigen Bedürfnissen schleppen. Darum laßt die Weiber zu Hause, denn warum wollt Ihr mitnehmen, was Ihr überall unterwegs bekommen könnt! Schwimmel.

Bairisch Bier. Der Nutzen dieses edlen Getränkes, namentlich wo es jetzt gebraut wird, ist unabsehbar. Es nährt augenblicklich die menschliche Kraft, erhellet den Verstand, giebt dem Charakter Zähigkeit und Festigkeit, ist gut gegen die Wassersucht, begründet Familienglück und Wohlfahrt, macht zum Guten geneigt und führt Alles schneller zum Ende. Alle Männer von einigem Gewichte waren nicht blos Biertrinker, sondern auch Bairische. Den Wein dagegen verschmähten sie ganz oder stellenweise. Vom Kaiser Napoleon erzählt man sich als ganz gewiß, er sei in Grüneberg, schon nach dem ersten ihm dargereichten Glase Ausbruch in die unsterblichen Worte ausgebrochen: Lieber noch einmal nach Moskau zurück, als ein Achtel von dieser Sorte! Auch Goethe trank während seiner Wanderjahre manches Stehseidel und wurde darauf 82 Jahre alt. Schiller sang gleich nach dem ersten Schnitte:

Bairisch tranken alle Wesen

An den Brüsten der Natur u. s. w.

So lassen sich tausend Züge erzählen, aber es ist schon spät, ich muß jetzt in den Bier-Tunnel.

Liebig aus Gießen.

Ball.

Ball = Anfang.

Schaut wie niedlich und wie zierlich
 Sich im Kreis die Dämchen dreh'n,
 Wie so blühend und zephyrlich,
 Sie an uns vorüberweh'n!

Wie die zarten Füßchen schleifen,
 Blendend weiß und luftbewegt!
 Ja, Entzücken muß ergreifen,
 Wem ein Herz im Busen schlägt.

Ball = Mitte.

Fliegend, fliegend, Alles fliegend,
 Haare, Bänder und Gewand.
 Aber dennoch nicht erliegend,
 Rauscht's an trüb erhellter Wand.

Doch wo sind die frischen Wangen,
 Wo der Blick voll Glanz und Gluth?
 Aus den Locken wurden Schlangen,
 Aus der Luft Bacchantenwuth!

Ball = Ende.

Ach, was muß der Tag erschauen,
 Der herein durch's Fenster bricht!
 Nachtgespenster, die voll Grauen
 Scheu entflieh'n dem Sonnenlicht!

Von sich selber, die Contrasten
 Zieh'n sie nun entstellt hinaus,
 Und was sie mit Lust erfaßte,
 Treibt mit Ekel sie nach Haus!

Ballade.

Fürchterliche Ballade in drei schauderhaften Abtheilungen
und mit einigen überflüssigen Versfüßen.

I.

Der Saal erglänzt im hellsten Kerzenstrahle
Und lust'ger Sang ertönt aus jeder Kahlle.

Und Tänzer fliegen auf der Freude Schwingen;
Doch ein Herz klopft voll Kummer und voll Bingen.

Es ist das Herz des Fräuleins Leonore,
Des Fräuleins mit dem rabenschwarzen Lockenhoore.

Leonoren sah man mit dem Ritter Kunzen
Schon etliche Gallops zusammen tunzen.

Das sah auch Ritter Beit und Eifersucht
Ward gleich in seiner wilden Brust entzucht.

Zu Kunzen geht er hin und sagt ihm grimmig:
„Gleich gehst Du mit mir, oder Gott verdimm' mich!“

II.

Der Garten glänzt im hellsten Mondenstrahle
Und aus den Zweigen tönt das Lied der Philomale.

Der Ritter Beit zieht seine Klinge nackigt
Und steht voll Mordgier in dem dunkeln Dackigt.

Der Ritter Kunz naht jetzt und spricht: „Was soll ich?“ —
Da sagt sein Feind: „Dein Schwert zieh, oder Deinen
Dollich!“

Da sagt ihm Ritter Kunz: „Du willst mir trumpsen?
Ich spotte Dein! Auf, laß uns blutig kumpfen!“

Schon fechten sie in wildentbranntem Trogen,
Daß durch die Nacht die scharfen Schwerter bloßen.

Und ehe fünf Minuten noch verstrichen,
Da lagen beide jämmerlich durchstichen.

III.

Raum hört man im Saal Geflir der Alingen,
So deckte Leichenblässe alle Wingen.

Schnell stürzt Alles nach der dunkeln Grotte
Und sieht bald was sich da ereignet hotte.

Lenore ruft: „Weh' mir, ich komm' zu späte!
Sie liegen beide todt in ihrem rothen Bläte.“

So ruft die Jungfrau tugendreich und edel
Und nimmt aus ihren Haaren eine spitze Nadel.

Blickt in den Mond mit Schauder und mit Grausen,
Und stößt die Nadel tief in ihren Bausen.

Und Alles sieht mit Angst und mit Entsetzen
Der Jungfrau rothes Blut hochaufwärts sprengen.

Schon sinkt sie hin, die so viel Amuth hatte,
Und auf zwei Leichen liegt jetzt die Dratte. —

Moral.

Aus wilder Eifersucht entsteht immer
Noth, Drangsal, Trübsal, Pein und großer Simmer.

Was das Geschick auch böses mag verhängen,
Man thut nicht recht, sich selbst umzubringen.

(Narrhalla.)

Ballast.

Wenn die See stürmt, wirft man das Schwerste fort;
Wenn die Völker stürmen — was wirft man da über Bord?

Barbiren. Als der furchtsame Basser mann in der Revolutionszeit nach 1848 zum zweiten Male nach Berlin kam, sprach er zu mehreren Personen seine Verwunderung darüber aus, daß sie ihre langen Bärte nicht mehr trügen. „Das geht ganz natürlich zu,“ war die Antwort; „wir haben uns barbieren lassen.“

Phantasie über das Rasiren und den Barbier.

Früher rasirte ich mich selbst; ach! das waren mir traurige Tage, und das Thränenwasser, welches ich über die Klinge springen ließ, ist nicht zu messen. Ehe die Seife schäumte, da schäumte ich — vor Wuth. Das Abziehen der Messer lernte ich nie und mit dem Bartpinsel lag ich in steter Fehde. Nun erst das Hauptwerk, das Rasiren. Beim Wendezirkel der Ohren, da ging es noch an, aber wehe, wenn ich an das Vorgebirge der Kinnlade kam oder gar die kleine Meerenge zwischen Nase und Mund passiren mußte, dann war Holland in Nothen. Da saß mir so zu sagen das Messer an der Kehle. Und geschabt hat es manchmal, geschabt, daß mein Stubennachbar oft geglaubt, es wäre ein Holzwurm in seiner Bettstelle. Ach, es ging bei diesem Werk der Bisage-Civilisation oft blutig zu, ich schnitt mich so, daß ich nach Verlauf einer Woche in meinem holdseligen Antlitz eine ordentliche Schnitt handlung angelegt hatte.

Da schwor ich das Selbstrasiren und beschied einen

Barbier auf mein Zimmer. Welch eine Umwandlung, als dieß lebendige, messerabziehende und Bartvertilgungs-Individuum mich bediente.

Ach! mit welchem Anstand malte er mir mit Hülfe seiner hohlen Hand eine Winterlandschaft in's Gesicht. Sein Messer schnitt wie eine Flöte, und als er in die Gegend der Kinnlade kam, in die Nähe des Kau-Casus, wo meine Nasirkunst immer eine schauerhafte Niederlage erlitt, wo meine Barbiergerechtigkeit auf falschem Wege ertappt wurde, da ließ sein Messer sich in höchstem Glanze sehen. Seine Klinge schlug in den Schaumgesilden wahre Entre-chats; sie pirouettirte mit Bervogenheit über die figliche Stelle, wo das Vaterland der Ziegenbärte, machte dann noch einmal die flüchtige Ronde und chassirte dann in die Gurgelregion, wo es große Chainé machte und dann — Schwipp! mit einem Pas verschwand.

Barbier! Raseur! Verjüngere unserer Bisage, Keimtödter angehender Struwelpeter! nimm meinen Dank im Namen aller, die da Haare lassen müssen.

Dein Beruf ist groß und verbunden mit unendlichen Freiheiten. Du kannst Minister und gekrönte Häupter ein wenig bei der Nase nehmen, Du kannst Alle einseifen, Du kannst zu dem Klügsten sagen: Geh' hinweg mit Deiner Weisheit, mit Deiner Klugheit, ich — habe Dich doch harbiert, ich habe Dir doch Etwas angehangen, wenn auch nur eine — Serviette; habe Dir's oft unter die Nase gerieben.

Ja, Barbier! Du verfährst immer mit Schärfe und schneidest Du ja einmal Einen, nun, so legst Du eine Spinnwebe auf und ziehst Dich somit aus dem Netz.

In der Zeitung steht immer der Verkauf eines Nasirpulvers mit der Ueberschrift angezeigt: „Meine Herren,

rasiren Sie sich selbst?“ — Welche hohle Frage! Ganz Deutschland weiß, daß wir barbiert werden, denn sonst hingen! nicht so viel messingene Becken vor etlichen Häusern. — Der Barbier macht, daß wir Alle ein glattes Gesicht bekommen; der Barbier ist das lebendige Tageblatt, der zweibeinige Moniteur aller Stadtneuigkeiten. Sein Streichriemen ist die Fortsetzung der Telegraphendrähte, sein Messer schnappt den elektrischen Funken der Gedanken vom geschlossenen Munde weg, sein Seifennapf ist das Bassin, wo die Zeitungsenten durchschwimmen. Welch' gewichtiger Mann, der Barbier, wenn er das Messer führt, denn da hat er das Heft immer in der Hand. Kein Wunder, daß er uns manchmal schröpft und dann auch wieder um den Bart herumgeht.

Das Leben ist ein Traum und — Träume sind Schäume. Der größte Barbier ist der Tod, er führt das größte Messer und sitzt damit immerdar am tausenden Streichriemen der Zeit, Alles rasirt er hinweg bis auf das kleinste Stummelchen. Ach! so Mancher wird da um seine Jugend barbiert, um sein Geld, um seine Zukunft und all' die geträumten Hoffnungen. Alle werden von ihm eingeseift, Alle müssen sich scheeren lassen ohne Ausnahme der Person. Er schneidet die Hühneraugen aus am Zinsfuß der Zeitlichkeit und wohl dem Menschen, der gefaßt ist, wenn er kommt. Die weiße Serviette, die er umhängt, ist — das Leichentuch, damit wir eingehen in das Land, wo wir nicht barbiert werden.

Beachtenswerth. Es ist im Winter besser, man bedeckt sich mit Flanell als mit Schande.

Beamte. In einem Lande, wo neben der Freiheit auch die Gleichheit besteht, findet man im Beamten immer den Menschen; und im socialen Leben wird man dort im Menschen vergebens den Beamten suchen. Er hört auf,

Beamter zu sein, sobald er aufhört, in seinem Amt zu sein. Mit der Uniform zieht er den Beamten aus. In denjenigen Ländern aber, wo keine Freiheit und also auch keine Gleichheit besteht, da ist der Mensch mit dem Beamten eng verwachsen. Das Beamtenthum umgiebt ihn wie eine rauhe harte Rinde, die desto rauher und härter wird, je höher er emporsteigt und je mehr er an Jahren zunimmt, bis er wie eine alte hohle Weide den innern weichen Menschenkern gänzlich verliert und nur die harte Beamtenwürde von ihm übrig bleibt.

Beefsteak. Wenn sie nun einmal von Pferdefleisch gegessen werden sollen, so müssen sie wenigstens von Renz sein, weil dieser sie vortrefflich bereitet.

Begleitung. Es giebt Menschen, die man bis an die Treppe bringt, um sich zu überzeugen, ob sie auch wirklich gehen.

Schutsam. Das Einzige, worüber man sich noch kräftig in einem Polizeistaat ausdrücken kann, sind Austern — nämlich mit der Citrone.

Berberiß.

Der Fürst von Berberiß.

(Aus „Siazint und Lialside, ein Frühlingmärchen.“)

Im grünen Wald, wo der Berg sich senkt,
Da liegt eine freundliche Schenke,
Dran steht in Gold: Hier wird verschenkt
Das allerfeinste Getränke.

Weinranken kränzen wildverwirrt
Den Krug „Zur ewigen Freude,“
Waldmeister heißt der brave Wirth
Und Maitrank sein Gebräude.

Mit flatternd blendendweißem Haar
 Sprang hurtig er wie ein Gemslein
 Boran der faulen Kellnerschaar
 In seinem grünen Wamslein.

Er war am heut'gen Frühlingstag
 Im Hause höchst geschäftig,
 Er braute für ein Nixengelag
 Den würz'gen Maitränk kräftig.

Dies gab der Fürst von Beberiz
 Geneigten Geistern zum Besten,
 Und Bank an Bank, und Siz an Siz
 War voll von seinen Gästen.

Sie schwangen die Becher zum klingenden Gruß
 Und tranken, tranken und tranken,
 Zerhauten die Gläser und stampften den Fuß
 Und versanken in lust'ge Gedanken.

Als sie der Fürst so heiter gewahrt,
 Trat huldvoll er in die Mitte,
 Erbat das Wort sich nach Rednerart
 Und sprach mit höflicher Sitte:

„Ich bin der Fürst von Berberiz
 Aus altem Stand und Adel,
 Mein Urahn war der große Nix,
 War ohne Furcht und Tadel.“

Wenn jemals ich das Wort ergriff,
 War's nur um euretwillen,
 Doch jetzt thu' ich den kühnsten Griff,
 Der Wünsche Durst zu stillen.

Ich stamm' aus adligem Geschlecht,
 Umglänzt von Heldenglorie,
 Hab fünfzig Ahnen, schlecht und recht,
 Wie's steht in der Historie.

Daß ich ein Rix, bezweifelt kaum
 Das thörigste Gesindel,
 Der Wassergeister feuchter Saum
 War schon in meiner Windel.

Es reicht tief in die Barbarei
 Der Stamm der Barbarragen,
 Im Wappen glänzen stolz und frei
 Sechs Schnäbel und zwölf Tazen.

Aus rag ward rix so mit der Zeit
 Und aus Barbar ward Berber,
 Auch setzt ein Ahn voll Würdigkeit
 Auf's Wappen einen Sperber.

Ob Barbarrag, ob Berberitz,
 Gleichviel, was thun hier Namen?
 Saha! ihr seht, ich erbt' Wiß
 Aus meiner Väter Samen.

Drum schlag' ich — leih' mir euer Ohr,
 O hört der Liebe Ton nur! —
 Mich nicht etwa zum König vor,
 Das wäre Reaction nur.

Nein, nein, zum Kaiser wählet mich
 Und gebt mir eine Krone,
 Mein Bild dafür im feinsten Stuch
 Versprech' ich euch zum Lohne.

Das Werk wär' somit angebahnt
 Auf breitsten Unterlagen,
 Ich hoffe nun, daß ihr es ahnt,
 Was ich geruht zu sagen.

Doch daß mich Keiner von euch schilt,
 Ich sprach' verblümt, verstohlen,
 So bin bereit ich und gewillt
 Nochmals zu wiederholen:

Ich bin der Fürst von Berberitz
 Aus altem Stand und Adel,
 Mein Urahn war der große Nix,
 War ohne Furcht und Tadel.“ —

Er neigte sich, indem er höchstgnädig schwieg,
 Die Nixen schrien um so dreister,
 Wie nach errungenem Kampf und Sieg:
 „Es lebe der Kaiser der Geister!“

Sie schwangen die Becher zum klingenden Gruß
 Und tranken, tranken und tranken,
 Zerhauten die Gläser und stampften den Fuß
 Und versanken in laute Gedanken.

Dann tanzten sie um die geweihte Person
 Mit seltsam neck'scher Geberde;
 Sie sangen ihn an mit begeistertem Ton
 Und warfen sich nieder zur Erde:

„O Nix in der Grube
 Aus fürstlichem Stand,
 Vollblütiger Bube
 Beherrsch' unser Land.
 Bringt Blumen und Reiser
 Und huldigt ihm fix:
 Ein Nix ist der Kaiser,
 Der Kaiser ist Nix!

Wir schmücken Dir Beinchen
 Und Schultern und Haar
 Mit Perlen und Steinchen
 Und goldnen Talar.
 Auf! jubelt euch heiser
 Und macht ihm den Knix;
 Ein Nix ist der Kaiser,
 Der Kaiser ist Nix!

Wir neigen uns sterblich
 Vor Deinem Gesicht,
 Sei immerhin erblich,
 Zerschmettr' uns nur nicht.

Ja, machst Du, o Weiser,
Für U selber K,
Wir jauchzen: der Kaiser,
Der Kaiser ist Nix!“

A. Bönger.

Beredtsamkeit des Entzückens ist Schweigen.

Berliner Früchtchen. Mein Junge, der Justav, singt
immer een Lied, det jeht immer so:

„Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht!“

Na, det wollte ich ooch den Bengel jerathen haben!

Müller, Vater und Erzieher.

Beruhigung. „Nu, Jean, was macht Ihr Herr?“

— „„Ach, der rechte Fuß soll ihm doch noch abgenom-
men werden.““ — „Nu, was weinen Sie? Brauchen Sie
doch bloß einen Stiefel zu pugen!“

Besonnenheit. „Alles mit Maßen!“ sagte der Schnei-
der und schlug mit der Elle tüchtig auf seiner Frau herum.

Das Bett ist ein guter Beichtstuhl und die Audienz
des Gewissens.

Jean Paul.

Bettelbüchse.

Nicht müßig soll der Blick Euch länger schweifen!

Auf zu den Waffen! auf! es naht die Zeit —

Wo zu der Büchse wir bald Alle greifen!

Ein blinder —.

Beurtheilung Beethoven's. Wo gehen Sie hin?

In's Concert!

Das ist langweilig!

Ich gehe nur wegen Beethoven's Adelaide.

Ist sie hübsch?

Reizend!

Hat sie Geld?

Nein!

Dann ist's auch langweilig!

Bewaffneter Muth. Ein Herr, der außerhalb der Stadt wohnte, trug zur Vertheidigung immer Taschenpistolen bei sich. Als er auch wirklich einmal angefallen wurde, richtete er den Lauf der Schußwaffe der Brust des Räubers nicht, sondern den seiner Füße der Thorwache entgegen.

Bewahrheitet.

Ein Augenblick gelobt im Paradiese

Wird nicht zu theuer mit dem Tod bezahlt!

Als ich auf die oberste Gallerie im Opernhause neben einem schönen Mädchen zu sitzen kam.

Der bekannte Schüller-Erklärer.

Bibelweisheit. Es heißt doch: „daß die geistig Armen in's Paradies kommen!“ Ich sehe aber immer eine ganze Masse Schafsköpfe im ersten Rang sitzen!

Manu?

Bildung, moderne. Zu einem modern-gebildeten Berliner Kleidermacher kam ein Fremder mit dem Auftrage, ihm ein neues Beinkleid zu fertigen. „Dies, welches ich hier trage,“ sagte er, „habe ich mir in Paris machen lassen; wie gefällt es Ihnen?“ — Der Kleidermacher betrachtete das Beinkleid mit Kennermiene und antwortete: „Es sind einige gute Ideen darin, aber das Ganze ist zu objectiv gearbeitet.“

Birke. Der Mensch zapft der Birke ein mouffirendes Wasser ab, dafür bringen Birkenreiser den Menschen wieder so zum Mouffiren, daß ihm das Wasser aus den Augen läuft. Was dem Einen nicht recht ist, ist dem Andern nicht billig.

Bitte. Ich erbitte mir den ersten Correcturbogen zurück, da ich die ganze Erfindung bedaure.

Guttenberg.

Blicke in die Zukunft. „Das wird ein heißer Tag!“
 seufzte die Hexe, als sie verbrannt werden sollte.

Blumensprache.

Gänseblümchen: Vier Wochen sind es, daß ich diese
 Person verließ.

Geisblatt: Aber, Wolf, das schickt sich ja nicht.

Je länger, je lieber: Wie lange soll ich noch auf mein
 Geld warten?

Vorbeer: Honorar ist mir lieber.

Schafgarbe: Es ist ein ganz braver junger Mann, ich
 habe alle schlimmen Bücher von ihm fern gehalten.

Zwiebel: Ihre Worte haben mich bis zu Thränen gerührt.

Bergisweinnicht: Tautchen, vermächst Du mir was?

Blut, rothe Flüssigkeit, woraus die bekannten Blut-
 würste gemacht werden. Es geht durch Adern, welche so
 eingerichtet sind, daß sie in großen und kleinen Staaten
 unterbunden werden können.

Bonbon-Devisen.

Wer sich nie vom Süßen ließ verlocken,

Hat das Leben nie geschmocken.

— Zwei Herzen mit Flammen,

Die brennen zusammen

Ach! welcher Noth!

Wir sind uns ergeben

Vorsch ganze Leben —

Bivat hoch!

— Des Bonbon sollen Sie essen —

Aber Ihre Schwüre nie vergessen!

Sorgen.

Monolog eines Schauspielers.

Sorgen ist das Urgeßetz der Natur. Der Fluß borgt
 von den Bächen, und das Meer borgt von den Flüssen.

Die Wolken borgen von der Luft, und die Erde borgt von der Sonne und die Nacht borgt ihr Licht von dem Monde. Der erste Mann ist von der Erde und das erste Weib aus der Seite des ersten Mannes geborgt. So beruht die ganze Natur auf wechselseitigem Credit. Warum sollte also der Mensch, das Ebenbild Gottes, nicht den Credit in Anspruch nehmen? Und wenn der gewaltige Ocean sich nicht schämt, von schwächtigen Flüssen zu borgen, warum sollte ein magerer Schauspieler nicht von einem Gastwirth borgen? Und wenn der lichtarme Mond niemals das erborgte Licht der Sonne zurückzahlt, weil er eben kein eigenes Licht besitzt, warum sollte ein armer Schauspieler seinem Gläubiger das Geld zurückzahlen? Das wäre gegen alle Naturgesetze; das wäre unnatürlich, widersinnig, gottlos! Was thut aber der Strom, wenn er zu viel von Bächen und Flüssen geborgt hat? — Er reißt aus. Heilige Natur, du giebst mir den Wink. Ich will es machen wie der Strom — ich will ausreißen.

Botanik. Ich hatte auf mein Fensterbrett Kresse gesäet und begoß sie täglich. Ich glaubte nicht, daß sie kommen würde, aber sie kam doch — die Polizei, weil es immer runterdrüppelte, und so mußte ich denn zwei Thaler Strafe bezahlen. Schulze.

Braut.

Die Kunst, in vierzehn Tagen Braut zu werden.

Sicherer Führer für alte Jungfern und solche, welche es nicht werden wollen.

Es ist eine intelligente Zeit, in der wir leben. Um eine Kunst oder eine Wissenschaft zu lernen oder zu treiben, geht man in irgend einen Bücherladen und kauft sich „Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft“

für einige Silber Groschen, auch wird man bei Antiquaren noch billiger bedient. So kann man in acht Tagen Franzose, Engländer, Russe, Däne, Spanier oder Italiener werden, d. h. in sechs Wochen alle lebenden, todten, sterbenden und einbalsamirten Sprachen in sich vereinigen.

Aber nun ist auch ein Büchelchen erschienen, daß einem längstgefühlten Bedürfniß ab- und allen Mädchen in vierzehn Tagen zu einem Mann verhelfen soll. Mehr kann man nicht verlangen. Jenes Buch wird in allen guten Buchhandlungen (Buchhandlungen sind nämlich alle gut) gegen Erlegung von 5 Silber Groschen nur versiegelt und unaufgeschnitten abgegeben.

Weshalb versiegelt? Darf man Ihnen, meine werthen Damen, etwas unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertrauen? Und weshalb unaufgeschnitten? An der Kunst, in vierzehn Tagen ein vollkommener Engländer, oder Franzose, oder nun gar Braut zu werden, muß Alles vollständig **aufgeschnitten** sein.

Daher will ich jetzt versuchen, unter billigern Bedingungen jene Kunst populär zu machen. Jetzt kommen wir nach diesem kurzen Vorwort zu unserem Thema. Die Ehe ist ein **kißliches** Ding, und zwar deshalb, weil das Kißeln oft etwas unangenehm ist. Daher ist es höchst wichtig, genau zu überlegen, **ehe** man sich dazu entschließt, denn das Wort scheint mir nicht umsonst **Ehe** zu lauten. Die **heirathslustigen** Damen haben wohl darauf zu achten, daß sie zu keinen **Heirathstraurigen** werden. Ist die Ehe, nach der Meinung alter Haudegen der Liebe, ein langweiliger Krieg mit allen seinen Eigenheiten, wie: **Anführung**, **Einquartirung** und großen Kosten, so ist sie jedenfalls ein orientalischer Krieg, — nicht allein, weil sie Allianz,

Untergang der **Flotten** u. s. w. verursacht, — sondern, weil so die vier Punkte aufstellt:

Erster Punkt: Geldpunkt.

Zweiter Punkt: Geldpunkt.

Dritter Punkt: Geldpunkt.

Vierter Punkt: Geldpunkt.

Willst Du also, süßes Mädchen, oder bittere Wittwe, in vierzehn Tagen Braut sein, so erfülle

die erste Regel:
und — — habe 50,000 Thaler!

die zweite Regel:
sei sehr hübsch!

die dritte Regel:
habe Bildung!

die vierte Regel:
sei noch sehr jung, denn die meisten Männer sehen nicht auf Alter, aber — auf Jugend!

die fünfte Regel:
gehe nicht mit Greisen um, da erfahrene Männer schlechte Ehecandidates sind, und

die sechste Regel:
gehe nur in Regenwetter und dann nur ohne Regenschirm aus und schlage keinem artigen Herrn das Vergnügen ab, Dich zu beschirmen.

Hast Du nun z. B. diesen jungen Mann so tropfenweise einzunehmen gewußt, und hat er Wind davon bekommen, daß Deine 50,000 Thaler kein Wind sind, so müßte dieser junge Mann ein höchst unmoderner, ungebildeter Mensch sein, wenn — Du nicht spätestens nach vierzehn Tagen Braut wärest, und zwar wirst Du geliebt mit der ganzen Gluth eines jungen Mannes, der in dem

Bewußtsein, Dich mit Allem, was Dein ist, sein nennen zu können, der sogenannte Glückliche der Sterblichen ist.

Die nunmehr fertige Braut merke sich zehn nachfolgende für den Braut- und Ehestand wichtige Gebote:

- 1) Der Bräutigam oder der Mann ist Dein Herr: Du selbst keinen andern Tänzer haben neben ihm.
- 2) Deinen Schwager sollst Du nicht hübsch, Du sollst ihn überhaupt nicht finden, ohne daß Dein Herr und Gebieter dabei ist.
- 3) Bei der Wahl der Wohnung sei vorsichtig, damit Du diese nicht zu nahe an Deiner Schwiegermutter miethest. Denn wisse, als Napoleon der Große starb, sagte er: „Herr, mein Gott, es ist wahr, ich habe viel Lärm gemacht in der Welt, aber ich war niemals Schwiegermutter. Bestrafe mich nicht, wie Du solche bestrafft!“
- 4) Du sollst Dich nicht gelüsten lassen nach der Schlafstube Deines Nächsten und Allem, was darin ist.
- 5) Du sollst kein falsch Zeugniß reden, wenn eine Frau kommt und sich nach Deinem früheren Dienstmädchen erkundigt.
- 6) Wenn Dein Mann auf Reisen geht, so ist es nicht gut, daß der Mensch allein sei.
- 7) Wenn Dein Mann Dir gerne was mit von der Reise bringt, so nimm Dich in Acht, daß er Dich nicht **überrascht**.
- 8) Du sollst nicht stehlen und Dir keine Küsse stehlen lassen; wenn Dir aber welche gestohlen sind, so lasse Dir sie wieder geben.
- 9) Du sollst Deinen Ehemann nicht zu Tode ärgern; hast Du es aber gethan, so Sorge wenigstens für eine rührende Todesanzeige in verschiedenen Zeitungen.

10) Hast Du gute, artige Kinder, so danke Gott; hast Du keine, so danke auch Gott. Man muß Gott für Alles danken.

Die verehrten Damen, welche noch nähere Auskunft in dieser „Kunst“ haben wollen, wollen sich gefälligst in frankirten Briefen an den Verfasser wenden, welcher unverheirathet ist, dem es bei dieser Kunst geht, wie manchem Gesanglehrer, der keinen Ton in der Kehle hat, und welcher mit einem frommen Blick nach Oben hofft, — die Kunst, in vierzehn Tagen Braut zu werden, mehr lächerlich gemacht zu haben, als sich selbst.

Bräutigam.

Die Kunst, in vierzehn Tagen Bräutigam zu werden.

Sicherer Führer für Junggesellen und solche, die es nicht bleiben wollen.

Die Kunst, in vierzehn Tagen Braut zu werden, ist gar keine Kunst, gegen die, sich in gleicher Frist als Mann die Freierrsfüße zu amputiren und auf die Ehebeine zu helfen.

Ein Mann, der eine Frau sucht, sucht eigentlich keine Frau, sondern ein Mädchen, sowie ein Mädchen, das einen Mann sucht, eigentlich keinen Mann, sondern einen Jüngling sucht. Es ist jetzt die große Frage: welche Wahl trifft er, um nicht die Qual zu haben?

Triffst Du, heirathsfähiger Jüngling, ein junges Mädchen, das sehr bescheiden ist, so verliebe Dich um Gotteswillen nicht, denn sie ist dann aus keiner reichen Familie. Ist sie verschleiert, so kannst Du sicher sein, daß das verschleierte Bild, wie man zu sagen pflegt, kein Bild ist. Hat sie ein Buch von Paul de Kock vor sich und liest verstoßen darin, so ist sie sehr gut und streng erzogen. Findet sie, daß Berlin sehr langweilig und kleinstädtisch ist,

so ist sie selbst aus einem sehr langweiligen, kleinstädtischen Ort. Spielt sie gern mit Kindern, so wasche Deine Hände in Unschuld. Liebt sie große Concerte, so bist Du vor Hörnern nicht sicher. Wünscht sie Dein Bild zu haben, so trägt sie es nicht im Herzen. Drückt sie Dich nicht gern an ihren Busen, so hat sie viel Geld für ihn bezahlt. Ist sie gelehrt, so möge Gott Dir gnädig sein, ist sie aber dumm, so freue Dich und gebe Deinen Freunden noch vor der Hochzeit ein solennes Essen mit Champagner. Ist sie häßlich, so bist Du vor Hausfreunden sicher, und das ist eigentlich die beste Mitgift. Ist sie brünett, und spricht über ihrer Oberlippe ein kleines Bärtchen, so wird sie das Commando in dem Feldzug der Ehe führen. Ist sie blond und trägt schwärmerische Locken, so liest sie gern den „Amaranth“ von Oskar von Redwitz und dann wehe Dir! sie geht lieber in die Kirche, als in die Küche, sie pflückt lieber Rosen als Hosen, und weiß besser mit der Zubereitung der Pantoffel, als mit der der Kartoffel Bescheid. Sagt sie, sie sei 24 Jahre alt, so ist sie 30, sagt sie aber, ihr Geburtstag sei bald, so begieb Dich rasch in den Schutz der nächsten Polizeiwache; es giebt Mädchen, welche 24 Mal im Jahre geboren sind. Raucht sie Cigarren, so heißt es bald: Sanft ruhe Deine Asche, und sitzt sie viel zu Pferde, so nimm Dich in Acht, daß Du nicht auf den Hund kommst. Ist sie Gesangsdilettantin, so maure Deine Fenster zu, denn man muß seinen Nachbarn kein Aergerniß geben, und spielt sie gern Clavier, so besorge Du den häßlichsten Clavierstimmer, da ein hübscher Dich leicht verstimmen könnte.

Hast Du dann, heißblütiger Ehecandidat, ein Mädchen gefunden, das hübsch, jung, gebildet und reich ist, und das — Du glücklich machen willst, so verbringe die vierzehn Tage, während welcher Du ihr Bräutigam werden willst, nach folgendem Kalender:

Erster Tag. Du läßt Dich von einem soliden Geschäfts-
mann bei ihrem Vater einführen und trägst eine weiße
Weste, dito Handschuhe und eine Lorgnette. Wenn Du
so ihr vorgestellt wirst, so spiele den Gleichgültigen
und wende Dich artig zur zukünftigen Schwiegermutter.

Zweiter Tag. Dieser mache die Cour, daß die Stuben-
luft zittert.

Dritter Tag. Schimpfe auf die ganze Einrichtung der
bürgerlichen Gesellschaft, erkläre die Ehe für ein Unding
und alle Verheiratheten für toll.

Vierter Tag. Sage Deiner Zukünftigen, daß Du nie
Umgang mit Frauen gehabt, daß Du die Freiheit liebst,
und daß Du nie ins Joch Dich spannen lässest.

Fünfter Tag. Heute sage ihr aber, daß nur Eine im
Stande wäre, Dich zu heilen, aber diese Eine, ach, sie
liebe Dich nicht.

Sechster Tag. Jetzt will sie den Namen dieser Einen
wissen, wobei sie bedeutsam lächelt.

Siebenter Tag. Mit dem Schwiegervater rede heute
nur vom Geschäft, wozu es gut ist, daß Du Dir eine
Stunde vorher den „Geld- und Wechselkurs,“ den Du
in jedem ordentlichen Wirthshause findest, gründlich an-
siehst.

Achter Tag. Komme niedergeschlagen zu ihr, sage ihr,
daß Du seit ein Paar Tagen zu Allem unfähig bist,
daß Du Dir sehr leid thust.

Neunter Tag. Sie hat über Deine Leiden nachgedacht
und sagt Dir, daß sie morgen Abend ins Schauspiel-
haus gehe. Donna Diana. Erster Rang links.

Zehnter Tag. Du bietest ihr nach dem Theater den Arm,
erhältst ihn und drückst ihn unter den Linden so heftig
und schmerzvoll, daß sie ihn Dir nicht entzieht.

Elfter Tag. Erklärung, Umarmung, kein Kuß.

Zwölfter Tag. Keine Erklärungen mehr, sechs Umarmungen, zwölf Küsse.

Dreizehnter Tag. Die Geschichte ist in Ordnung, Du nennst ihre Mutter die Deine, ihren Vater den Deinen, umarmst erstere heftig, letzteren stürmisch, die Angebetete entsetzlich und wirfst ohnmächtig in einer Nachtdroschke vom zukünftigen Schwager zu Hause gebracht.

Vierzehnter Tag. Man darf den Tag schon vor dem Abend loben, an welchem um 7 Uhr Gratulationsvisiten angenommen, Deine Lippen ganz enorm beschäftigt werden und Du mindestens drei Paar Handschuhe verbrauchst. Gott sei Dir armen Sünder gnädig!

Bremer Rathskeller. Anno 1600 und einige zwanzig, dreißig Jahre war ein großer Krieg in deutschen Landen von wegen des Glaubens; die einen wollten so, die andern anders, und statt daß sie bei einem Glase Wein die Sache vernünftig besprochen hätten, schlugen sie sich die Schädel ein. Abrecht von Wallenstein, des Kaisers General-Feldmarschall, hauste schrecklich in protestantischen Landen. Des erbarmte sich der Schweden König, Gustav Adolph, und kam mit vieler Mannschaft zu Roß und zu Fuß. Es wurden viele Bataillen geliefert, sie hezten sich herum am Rhein und an der Donau, geschah aber weiter nicht viel, weder vor- noch rückwärts. Zu der Zeit waren Bremen und die andern Hansestädte neutral und wollten es mit keiner Parthei verderben. Dem Schweden lag aber daran, durch ihr Gebiet zu ziehen und sich freundlich mit ihnen einzulassen, darum wollte er einen Gesandten an sie schicken. Weil aber im Reiche bekannt war, daß man in Bremen im Weinkeller verhandle, und die Rathsherren und Bürgermeister einen guten Schluß hätten, so fürchtete sich der Schwedenkönig, sie

möchten seinen Gesandten gar sehr zusehen mit Wein, daß er endlich betrunken würde und schlechte Bedingungen einginge für die Schweden.

Nun befand sich aber im schwedischen Lager ein Hauptmann vom gelben Regiment, der ganz erschrecklich trinken konnte. Zwei, drei Maas zum Frühstück war ihm ein Kleines, und oft hat er Abends zum Zuspitzen ein halb Zmi getrunken und nachher gut geschlafen. Als nun der König voll Besorgniß war, sie möchten im Bremer Rathskeller seinem Gesandten allzu sehr zusehen, so erzählte ihm der Kanzler Drenstierna von dem Hauptmann, Gutfunst hieß er, der so viel trinken könne. Deß freute sich der König und ließ ihn vor sich kommen.

Da brachten sie einen kleinen, hageren Mann, der war ganz bleich im Gesicht, hatte aber eine große, kupferrothe Nase und hellblaue Lippen, was ganz wunderbar anzusehen war. Der König fragte ihn, wie viel er sich wohl zu trinken getraue, wenn es recht ernstlich zugehe. „O Herr und König,“ antwortete er, „so ernstlich bin ich noch nie daran gekommen, habe mich bis dato auch noch nicht geächt; der Wein ist nicht wohlfeil, und man kann täglich nicht über sieben, acht Maas trinken, ohne in Schulden zu gerathen.“ — „Nun, wie viel meinst Du denn führen zu können?“ fragte der König weiter. Er aber antwortete unerschrocken: „wenn Eure Majestät bezahlen wollen, möchte ich wohl einmal zwölf Mäschen trinken, mein Reitknecht, der Balthasar Dhnegrund, kann es aber noch besser.“ Da schickte der König nach dem Balthasar Dhnegrund, dem Knecht des Hauptmanns Gutfunst, und war der Herr schon blaß gewesen und mager, so war es der Diener noch mehr, der ganz aschenfarb ausah, als hätte er sein Lebenlang Wasser getrunken.

Da ließ nun der König den Hauptmann und Ohnegrund, den Reitknecht, in ein Zelt setzen und einige Fäßlein alten Hochheimer und Nierensteiner anfahren, und wollte haben, die beiden sollten sich aichen lassen. Sie tranken von Morgens 11 Uhr bis Abends 4 Uhr ein Zmi Hochheimer und anderthalb Zmi Nierensteiner, und der König ging voll Bewunderung zu ihnen ins Zelt, um zu sehen, wie es mit ihnen stehe. Die beiden Gefellen waren aber wohl auf und der Hauptmann sagte: „so, jetzt will ich einmal die Degenkuppel abschnallen, dann geht's besser;“ Ohnegrund machte aber drei Knöpfe an seinem Koller auf.

Da entsagten sich alle, die dies sahen, der König aber sprach: „kann ich bessere Gesandten finden nach der fröhlichen Stadt Bremen als diese?“ Und alsobald ließ er dem Hauptmann prächtige Kleider und Waffen geben, wie auch Ohnegrund, dem Reitknecht, denn dieser sollte den Schreiber des Gesandten vorstellen. Der König und der Kanzler unterrichteten den Hauptmann, was er zu sagen hätte bei der Unterhandlung, und nahm beiden das Versprechen ab, daß sie auf der ganzen Reise nur Wasser trinken sollten, damit nachher das Treffen im Keller um so glorreicher würde; Gutkunst aber, der Hauptmann, mußte seine rothe Nase mit einer künstlichen Salbe anstreichen, auf daß sie weiß aussah, damit man nicht merke, welch' ein Kunde er sei.

Ganz elendiglich vom vielen Wassertrinken kamen die beiden nach der Stadt Bremen, und nachdem sie bei dem Bürgermeister gewesen, sagte dieser zum Senat: „o! was hat uns der Schwede für zwei bleiche, magere Gefellen geschickt! Heute Abend wollen wir sie in den Rathskeller führen und zudecken. Ich nehme den Gesandten auf mich ganz allein, und der Doctor Schneltpfeffer muß auf den Schreiber.“

So wurden sie denn Abends nach der Betglocke feierlichst

in den Rathskeller geführt, der Bürgermeister führte Gutfunsten, den Hauptmann, der Doctor Schnellpfeffer, was auch ein guter Trinker war, führte den Reitknecht am Arme, der als Schreiber angethan sich recht züchtiglich geberdete; hinter ihnen gingen viele Rathsherren, die zur Verhandlung geladen waren. Hier in diesem Gemach setzten sie sich um den Tisch und verspeisten zuerst Hasenbraten und Schinken und Häringe, um sich zum Trinken zu rüsten. Dann wollte der Gesandte ganz ehrbar mit der Verhandlung anfangen und sein Schreiber zog Pergament und Feder aus der Tasche; aber der Bürgermeister sprach: „mit nichten also, Ihr edlen Herren! so ist es nicht Brauch in Bremen, daß man die Sache also trocken abmacht; wollen einander vorerst auch zutrinken nach Sitte unserer Väter und Großväter.“ — „Kann eigentlich nicht viel vertragen,“ antwortete der Hauptmann, „diweil es aber seiner Magnificenz also gefällig, will ich ein Schlücklein zu mir nehmen.“ Nun tranken sie sich zu und hielten ein Gespräch über Krieg und Frieden und die Schlachten, so geliefert worden; die Rathsherren aber, um den Fremden mit gutem Beispiel voranzugehen, tranken sich weidlich zu und bekamen rothe Köpfe. Bei jeder neuen Flasche entschuldigten sich die Fremden, wie sie gar den Wein nicht gewohnt wären und er ihnen zu Kopfe steige; des freute sich der Bürgermeister, trank in seiner Herzenslust ein Paßglas um das andere, so daß er nicht mehr recht wußte, was zu beginnen. Aber wie es zu gehen pflegt in diesem wunderbaren Zustand, er dachte: „jetzt ist er betrunken, der Gesandte, und auch dem Schreiber hat der Doctor tüchtig zugesetzt;“ und sprach daher: „Nun wollen wir anfangen mit unserem Geschäft.“ Das waren die Fremden zufrieden, thaten, wie wenn sie voll Weines wären und tranken auf ihrer Seite den Herren weidlich zu.

Da wurde nun gesprochen und getrunken, gehandelt und wieder getrunken, bis der Bürgermeister mitten im Satz einschloß und der Doctor Schnellpfeffer unter dem Tisch lag. Da kamen denn die anderen Rathsherren und tranken den Fremden zu und führten die Verhandlungen fort, aber trank der Hauptmann lästerlich, so machte es sein Reitknecht nicht schlimmer; fünf Küper mußten immer hin und her laufen und einschenken, denn der Wein verschwand von dem Tisch, als wäre er in den Sand gegossen worden. So geschah es, daß die Gäste nacheinander den ganzen Rath unter den Tisch tranken bis auf Einen.

Dieser Eine aber war ein großer Mann, mit Namens Walther, von welchem man allerlei sprach in Bremen, und wäre er nicht im Rath gesessen, man hätte ihn längst böser Künste und Zauberei angeklagt. Herr Walther war seines Zeichens ein Zirkelschmidt gewesen, hatte sich aber hervorgethan in seiner Gilde, war unter die Aeltermänner gekommen und nachher in den Senat. Dieser hielt aus bei den Gästen, trank zweimal so viel als beide, so daß ihnen ganz unheimlich wurde, denn er war so verständig wie zuvor, während der Hauptmann schon trübe Augen bekam und glaubte, es gehe ihm ein Rad im Kopf herum. So oft der Senator Walther ein Paßglas getrunken, fuhr er mit der Hand unter den Hut, und dem Reitknecht kam es vor, als sehe er ein bläuliches Wölkchen, ganz fein wie Nebel, aus seinem rabenschwarzen Haar hervorsteigen. Er trank wacker darauf los, bis der Hauptmann Gutfunft selig einschloß und sein Haupt ganz weich auf des Bürgermeisters Bauch legte.

Da sprach der Senator Walther mit sonderbarem Lächeln zu dem Schreiber des Gesandten: „Lieber Geselle, Du führst einen mächtigen Zug, ich vermeine aber, daß Du mit

dem Roßstriegel besser fortkommt als mit der Feder.“ Da erschrak der Schreiber und sprach: „Wie meinet Ihr dieß, Herr! Ich will nicht hoffen, daß Ihr mir Hohn sprechen wollt; bedenket, daß ich Seiner Majestät Gesandtschafts-Schreiber bin.“

„Hoho!“ rief der Andere mit schrecklichem Lachen, „seit wann haben denn ordentliche Gesandtschafts-Schreiber solche Mittel an und führen solche Federn bei der Sitzung?“ Da sah der Reitknecht auf sein Kleid und bemerkte mit großem Schrecken, daß er seinen gewöhnlichen Stallkittel an habe, er sah auf seine Hand, und siehe da, statt der Feder hielt er eine ganz gemeine Kragbürste. Da entsetzte er sich und sah sich verrathen, und wußte nicht wie ihm geschah. Herr Walthers aber lächelte seltsam und höhnisch, und trank ihm einen Humpen von anderthalb Maas zu auf einen Zug, fuhr dann mit der Hand hinter die Ohren und der Reitknecht sah ganz deutlich, wie ein feiner Nebel aus seinem Kopf kam. „Gott soll mich bewahren, Herr! daß ich fürder mit Euch trinke,“ rief er, „Ihr seid ein Schwarzkünstler, wie ich nun vermüthe, und könnt mehr als Brod essen.“

„Darüber wäre noch vielerlei zu sagen,“ antwortete Walthers ganz ruhig und freundlich, „aber es würde Dir auch nicht viel helfen, werthgeschätzter Stallknecht und Roßkamm, wenn Du mir fürder zusehdest mit trinken, mich trinkst Du nicht unter den Tisch, was maassen ich einen kleinen Hahn in mein Gehirn geschraubt habe, durch welchen der Weindunst wieder herausfährt. Schau zu!“ Dabei trank er ein großes Paßglas aus, wandte seinen Kopf herüber zu dem Reitknecht Ohnegrund, strich sein Haar zurück, und siehe da, in seinem Kopf steckte ein kleiner silberner Hahn, wie an einem Faß; da drehte er den Zapfen

um und ein bläulicher Dunst strömte hervor, so daß ihm der Weingeist keine Beschwerden machte in der Hirnkammer.

Da schlug der Reitknecht vor Bewunderung die Hände zusammen und rief: „Das ist einmal eine schöne Erfindung, Herr Zauberer! könnet Ihr mir nicht auch so ein Ding an den Kopf schrauben, um Geld und gute Worte?“ — „Nein, das geht nicht,“ antwortete jener bedächtig; aber ich habe Euch lieb gewonnen wegen Eurer absonderlichen Kunst im Trinken, darum möchte ich Euch gerne dienen, wo ich kann. Zum Beispiel, es ist gegenwärtig die Stelle des Kellermeisters vacant allhier. Balthasar Ohnegrund! verlaß den Dienst dieser Schweden, wo es doch mehr Wasser als Wein giebt, und diene dem wohlledlen Rath dieser Stadt, wenn wir auch einige Lasten Wein mehr brauchen des Jahres, die Du heimlich faufest, das thut nichts, ein solcher Capitalkerl hat uns längst gefehlt; Balthasar Ohnegrund! ich mach' Dich morgen zum Kellermeister, wenn Du willst. Willst Du nicht, so ist's auch gut, dann weiß aber morgen die ganze Stadt, daß uns der Schwede einen Reitknecht als Schreiber zuschickt.“ Dieser Vorschlag mundete dem Balthasar wie edler Wein, er that einen Blick in dieses unermessliche Weinreich, schlug sich auf den Magen und sagte: „ich will's thun.“ Nachher machten sie noch allerhand Punkte aus, wie es gehalten werden soll nach Ohnegrunds zeitlichem Hinscheiden mit seiner armen Seele. Er wurde Kellermeister, der Hauptmann Gutfkunst aber zog mit zweideutigen Bedingungen ab in's schwedische Lager, und als nachher die Kaiserlichen in die Stadt kamen, war der Bürgermeister und Senat froh, daß sie sich mit den Schweden nicht zu tief eingelassen, obgleich keiner recht wußte, wie es so gekommen war.

W. Hauff.

Briefe. Die Menschen, meine freundlichen Hörer,

gleichen den Briefen oder die Briefe den Menschen. Die ganze Welt ist ein großer Briefkasten und das Schicksal der Briefträger. Viele Menschen werden wie Briefe oft unrichtig abgegeben oder empfangen von Haus aus eine falsche Adresse. So wird mancher Mensch vom Briefträger Schicksal an ein Haus abgegeben, wo er gar nicht hingehört. Der Einfältige, der Dumme, der, offen gesagt, nicht einmal das Porto werth ist, gelangt „recommandirt“ in Hände, die sich gleich beeilen, ihm das Glück auf dem Präsentirteller entgegen zu bringen.

Menschen, die nirgends einen passenden Wirkungskreis für ihre Thätigkeit finden können, das sind die nicht unterzubringenden Briefe. Manchmal will man sie anerkennen, nach kurzer Prüfung aber mit der Bemerkung versehen: „Wird nicht angenommen.“

Auf Briefen, wo man bei der Annahme irthümlich zu wenig Porto angesetzt, schreibt dann das weitere Postamt die Worte: „Reicht nicht,“ und der Empfänger muß nachzahlen. — Ach, wie mancher Mensch reicht nicht aus, wenn es eine Aufgabe gilt. Man fühlte am Orte der Absendung nicht, daß er zu leicht war, und nun müssen andere Menschen für ihn nachzahlen.

Es giebt Menschen, meine freundlichen Hörer! die sich von außen äußerst geschmiegelt und proper gestalten, Menschen, zu denen die Natur das feinste Belin genommen, während das Innere mit dem Außern die stärksten Contraste bildet und Fehler über Fehler an sich tragen. Das sind die schönen calligraphisch geschriebenen Briefe, die aber von grammatischen und orthographischen Böcken wimmeln.

Oft werden Briefe gleich am Stempel oder am Siegel erkannt, so man ihnen ausdrückt. So auch die Menschen an dem Stempel, welchen ihnen die Natur oder die Wider-

wärtigkeiten des Lebens verliehen. Einen Stempel, meine freundlichen Hörer! will man in unsern Tagen selten respectiren, das ist — der Stempel der Wahrheit. Da sind Briefe, für die man sich weigert, das Porto oder Trägerlohn zu zahlen, man läßt sie retour gehen und schreibt wohl gar noch darauf: „Absender unbekannt.“

Empfängt man einen Brief, der wenig kostet, vielleicht nur einen halben Silbergroschen, so heißt es gleich: „Na! der kann auch nicht weit her sein!“ Der Inhalt aber ist vielleicht von außerordentlicher Wichtigkeit. Werden nicht bei uns auch meistens die Menschen so betrachtet? Kommt ein Künstler, ein Virtuose mit so einer vaterländischen Marke, so wird er nicht selten gleich dem Sechserbrief behandelt. Trifft aber ein französischer oder ein englischer Brief ein, da geht man eilig in die große Portokasse und Alles beeilt sich — aufzuschneiden.

Jeder Mensch ist ein Empfehlungsbrief, ein Creditbrief, den er sich selbst schreibt und dessen Adresse an die gesammte Menschheit gerichtet ist. Leider wollen ihn viele nicht lesen oder wenn es dazu kommt, verstehen sie nicht den Inhalt zu würdigen. Daß freilich mitunter viel dumme Briefe vorkommen, dagegen ist nicht zu streiten. Am Besten ist es immer, wer da als Geldbrief erscheinen kann. Den versteht Jeder. Alles beeilt sich zu quittiren, daß dies ein sehr geistreich abgefaßter Brief ist und wenn die Dummheit aus allen Ecken und Enden hervorschaut. Nur fünf Siegel, da läßt Jeder Fünf grade sein.

Ueberhaupt sind Briefe, welchen Namen sie auch tragen, ungemein in's menschliche Leben verflochten. Kaum ist der Mensch geboren, kaum hat er sein Näschen in die Welt gesteckt, so empfängt er schon einen Brief und zwar — einen Patherbrief.

Ein Pathenbrief ist gewöhnlich ein Brief, wo die Aufschrift schon allerhand Farben an sich trägt, damit der junge Erdenbürger von vorn herein sehen soll, wie bunt es in der Welt zugeht. Trotz der goldenen Schrift sind die Verse darin manchmal sehr frostig, aus welchem Grunde wohl auch der Pathenbrief gleich nach der Taufe in's Bettchen gesteckt wird, damit er nur etwas Wärme bekommt.

Ein Pathenbrief ist eigentlich ein Büchlein, ein Traktätchen, nur mit dem Unterschied, daß hier das Einbinden nicht der Buchbinder, sondern der Pathe übernimmt. Es ist ein Kirchenbrief, zugleich aber eine Quittung, daß man nach der Taufe dem Küster und der Kindmutter acht gute Groschen und dem Küsterfamulus und Kutscher vier gute Groschen in die Hand gedrückt.

Da das Kind noch nicht lesen kann, so liest den Pathenbrief natürlich der Vater, der oft darauf sehr erpicht ist. Die Erbrechung des ersten Pathenbriefes gab eigentlich die erste Veranlassung zur Verletzung des Briefgeheimnisses. Wer aber wollte hier etwas dagegen haben. Der Mensch soll überall und zu aller Zeit beflissen sein, das wahre Christenthum zu erforschen und so spürt der oft bedrängte Vater nach, ob sich nicht ein paar harte Thaler vorfinden, die leider nur von zu vielen Menschen als das wahre Heil betrachtet werden.

Es giebt einen Brief, den Viele gleich mit auf die Welt bringen; Andere empfangen ihn erst in ihren reiferen Jahren portofrei, der Einfältige aber, der kauft sich solchen. Es ist dies ein Adelsbrief. Einen solchen kann und soll sich der Mensch selbst schreiben, um dem Adel seiner Seele diejenige Würde zu verleihen, mit der er vor Gott und der Welt bestehe. Es gehören hierzu freilich Federn aus Seraphschwüngen, die man eintaucht in das Herzblut,

welches noch kein falscher Schlag getrübt. Besiegelt mit guten Thaten wird er dann prangen als ein Majestätsbrief, der da dem Menschen unendliche Vorrechte vor Vielen seiner Mitbrüder giebt; er wird werden zum sichern Geleitsbrief auf dem Pfad des Lebens, damit der Mensch unangefochten gehe bis zu jenem Wege, wo er beugt sein Knie in Demuth vor der Majestät Gottes.

Auf den Werften und Schiffsplätzen der Seestädte ist oft von einem Beilbriefer die Rede. Es ist dies eine obrigkeitliche Bescheinigung, daß ein Schiff nach den Vorschriften der Schiffsbaukunst gebaut und überhaupt seetüchtig ist. Es wäre gar nicht übel, wenn jeder Mensch, ehe er sich auf die wogende See des Lebens begiebt, vorher untersucht würde, ob er auch seetüchtig wäre, ob er allen Regeln und Vorschriften entspreche. Ich glaube, es würde da manch' kleiner sich aufblähender Dreidecker von Seiten der Prüfungscommission ganz gehörig calfatert werden. Es würde heißen: die Vorrathskammer ist viel zu klein, der Compaß schlecht gestellt, das Schiff ist ohne Resistenz. Ganz vorzüglich aber würde oft Eins getadelt werden — der große Schnabel.

Die Süßlichen, die Empfindsamen, die Gecken, welche den Mangel des Geistes durch äußerlichen Glitterstaat zu ersetzen suchen, das sind die duftenden Patchulibriefer aus den Parfümerieläden, so man in die Wäsche legt oder in die Rocktasche steckt. Die Zahl solcher Taschenformat-Menschen ist noch immer groß, obgleich sie oft ganz bedeutend in die Wäsche genommen werden.

Durch die Stadtpost kommt zu Zeiten hier und da ein anonymer Brief ohne Unterschrift. Das Herz, wie das Betschaft des Absenders haben oft Aehnlichkeit. Beide sind gewöhnlich falsch.

Nun giebt es auch Personen, wo es heißt: „Kommst

du heut nicht, so kommst du morgen," wahre Schnecken- naturen. — Das sind die Briefe, welche durch Buchhändler- gelegenheit gehen.

Jeder Mensch, meine freundlichen Hörer! soll sich eigentlich, so lange er lebt, als einen Mahnbrief betrachten. Ein Mahnbrief gleicht der Blüthe am Schleendorn, die erst dann herauskommt, wenn es stürmt und wettet. Ein Mahnbrief ist ein Document, bei dessen Ausfertigung der in Drohung übergehende Charakter das Linienblatt untergelegt und die Stahlfeder der Strenge sich in das Faß getaucht, wo während des Schreibens die Dinte in Scheidewasser feindlicher Gesinnung übergegangen. Ein Mahnbrief ist ein Briefbogen, wo das Posthörnchen im Wasserzeichen das Lied bläst: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ ein Stück Papier, wo, wie Philipp im Don Carlos, die Höflichkeit zur Grobheit sagt: „Großinquisitor, ich hab' das Meinige gethan, thut jetzt das Euere!“ —

Vorläufer der Mahnbriefe sind gewöhnlich Schuldbriefe oder Wechselbriefe. Die Zeit, wo solche entstanden, wo der Credit blühte, das waren die rosigen Tage der Unschuld. Nun kommen aber Mahnbriefe, dies sind die Flegeljahre, es giebt Streit und so wird der Mahnbrief nicht selten zu einem Kündigungsbrief der bestehenden Verhältnisse zu einem Fehdebrieft, der da sagt: „ich will Feindschaft setzen zwischen dir und mir.“

Gehen wir jetzt, mein freundlicher Hörer! zu einem Briefe über, der in der Rangordnung eigentlich gleich hinter dem Pathenbrief zu stehen kommt. Es ist dies der Liebesbrief.

Ehe der Mensch nach Recht und Gesetz einen Wechsel- oder Pfandbrief schreiben kann, schreibt er schon Liebesbriefe, denn hier wird nach keiner Mündigkeit gefragt. Ein Liebes-

brief ist eine Art Majestätsbrief, der dem Menschen die Freiheit und das Privilegium giebt, sich in Betreff all' der heiligen Gefühle einen stillen Associé zu wählen und mit einem andern Herzen ein Compagniegeschäft zu eröffnen.

Der erste Liebesbrief ist in der Regel nichts weiter als ein Bettelbrief, ein Brandbrief, der in ein zweites Herz geworfen wird, um es zu gleicher Gluth anzufachen. Es ist ein Heller- und Pfennigmagazin der Sehnsucht, wo die Worte: Sonne, Wonne, Herz und Schmerz, als die vier Evangelisten auftreten, um zu predigen über den Grundtext: „Ach, wenn Du wärst mein Eigen!“

Zu Liebesbriefen nimmt man häufig Papier mit Goldschnitt, oben in der Ecke ein Blümchen, eine Rose. Verschlossen werden sie meist mit einer Oblate, mit Mundlack, womit es eigentlich schon Jedem verblümt in den Mund gelegt wird, daß die Liebe nur zu oft um die Ecke geht und somit ganz gehörig geleimt und lackirt wird.

In solchen Momenten kehrt dann der Liebesbrief seinen Styl um; er wird zu einem Brandbrief, worin der eine oder der andere Theil sagt: „Nun wart! Dir will ich einheizen, Dir will ich die Hölle heiß machen. Er wird zu einem Lagerbrief voll aufgestapelter Vorwürfe, zu einem Frachtbrief, der da sagt: „Fahr' ab!“ zu einem Hirtenbrief, der da scheidet die rändigen Schafe von der Heerde der Lämmlein, bis die Liebe als neuer Leithammel auf einer andern grünen Wiese des Lebens erscheint, um da entweder ein Gänseblümchen oder ein ewiges Vergißmeinnicht zu finden.

In den Zeitungen, meine freundlichen Hörer! finden wir oft einen Steckbrief. Das ist in der That ein Brandbrief, der die dunkle That eines Menschen beleuchtet, damit solcher aufgegriffen und zurückgebracht werde. Die Natur, diese unerbittlich strenge Richterin, hinterläßt auch

ihre Steckbriefe, nur mit Hinweglassung der juridischen Redensart: „Kosten sind nicht zu befürchten.“ — Hinter dem vielen Weintrinken kommt mit der Zeit als Steckbrief das Podagra und eine Nase, von der es dann heißt wie im „Spaziergang“ von Schiller: „Sei mir gegrüßt, Berg, mit dem röthlich strahlenden Gipfel.“ — Hinter der rasenden Tanzwuth der Mädchen kommt mit der Zeit als Steckbrief das Herzklopfen, das hitzige Fieber und die Auszehrung, bis Freund Hein sie zurücktransportirt in das kleine Zellengefängniß unter der Erde.

Hinter dem Müßiggang, der Faulheit, Spielsucht und Schlemmerei kommt nur zu bald als Steckbrief Sorge und Gram; diese bringen den Menschen zurück, damit er dann süße in der Dinte sein Leben lang.

Ja, meine freundlichen Hörer! der größte Steckbrief ist die Reue und der Mensch muß ihn lesen bei Tag und Nacht. Sie findet den Menschen und wenn sich sein Signalement noch so sehr verändert, ihr Ruf ertönt zu jeglicher Stunde, denn die Reue ist ein Bauchredner, welche die Stimme des Gewissens wie die Stimme der Nachwelt zu sprechen versteht. Ja, die Reue ist für den Menschen der größte Lehrbrief hier auf Erden, der da geschrieben mit Flammenschrift und ihre Siegel schmelzen nie, wie immer auch der Wechsel dieser Erde.

Das Wort Wechsel, meine freundlichen Hörer! erinnert mich auch an einen Brief und zwar an einen Wechselbrief. Die Wechselbriefe stammen aus Italien, aus dem Lande, wo die Citronen blühen, weshalb es auch jetzt noch Manchem sauer ankommt, wenn er einen Wechsel bezahlen soll.

Jeder Mensch auf dieser Erde ist ein Wechsel, ein Primawechsel. Wie lange er läuft, dies weiß er selbst nicht, dies weiß nur sein Aussteller — der liebe Gott. Obgleich nun

dem lieben Gott alle Menschen schuldig sind und sein Credit unermesslich, so giebt es doch Menschen, die nicht acceptirt werden, man erkennt sie nicht für voll an. Mancher zeigt sich zwar als Remittent, das heißt: er kauft den Wechsel, er nimmt ihn in seine Dienste, beim nächsten Umsatz aber zeigt es sich, daß er nur Verlust hat.

In der Kaufmannsprache giebt es trockene und nasse Wechsel, letztere aus dem Grunde, weil sie über See gehen. Wer sind wohl die trockenen im Menschenleben? Unstreitig die Blafirten, die Strohköpfe, und die Andern diejenigen, welche zwar nicht zu Wasser, wohl aber täglich zu Biere und zu Weine gehen.

Wechsel, bei denen die Namen des Trassanten und Remittenten erdichtet sind, nennt man Kellerwechsel. Daß sie selten vorkommen, will mir nicht einleuchten, denn wenn heut ein Mensch in einen Bierkeller geht, morgen in einen Wein- und übermorgen in einen Musternkeller, so ist dies jedenfalls ein Kellerwechsel.

An vielen Orten muß nach Wechselsitte der Wechsel binnen 24 Stunden nach Ankunft präsentirt werden. Gott! wie präsentiren sich manche Menschen, wo von keiner Sitte die Rede ist. Keiner hat Lust und Verlangen, einen Solchen zu giriren oder nach dem Styl der alten Kaufleute ihn mit den Worten zu versehen: „Bin des Werthes wohl vergnügt.“

Kein Wunder, wenn sich bei dergleichen Menschen die öffentliche Auctorität weigert, ihnen einen Cours zu bestimmen. Deshalb rückt ihre Verfallzeit rasch heran und wenn sie auch nicht hinten gestrichen werden, so giebt man ihnen doch einen Laufbrief und läßt sie laufen, bis der Wechsel des Schicksals sie vielleicht noch zuletzt als Anweisung an das Armenhaus betrachtet.

Briefe, die kurzen Lauf haben oder das Porto nicht werth sind, werden der Botenfrau übergeben, dürfen aber nach Postregel nicht gestiegelt sein, müssen offen gehen oder wenigstens mit Zwirn zugenäht sein. — Ach! wie viel solcher Battistzwirnseelen giebt es nicht in der Welt. Sie werden auch nicht beachtet, sie gleichen den Briefen, welche gleich in den Papierkorb wandern, wo sie höchstens früh noch von der Köchin gelesen werden, ehe sie Kaffee kocht.

Beim Schreiben eines Briefes heißt es nicht selten: „das Papier trinkt, es läuft Alles auseinander.“ Das Papier wird dann beseitigt. Thut Gleiches ein Mensch, heißt es von ihm: Er trinkt! dann läuft auch Alles auseinander, er wird beseitigt und wer ihn ja nehmen wollte, der — müßte Dinte getrunken haben.

Leute, die sich der Neckerei ergeben, die uns zum Narren haben wollen und Jeden foppen, das sind die Bexierbriefe. Wenn man sich aber Mühe giebt, sie zu entfalten und nachher die Seite sucht, wo bei Andern der Verstand sitzt, dann heißt es oft, wie mit den Bexierbriefen: Hier ist nichts, da ist nichts und dort ist auch nichts.

Das Nichts, mein freundlicher Hörer! erinnert mich an einen Brief, der eigentlich als Rebus gelten kann. Es hat dieser Brief keine Adresse, kein Siegel, keine Postmarke, kein Mensch hat je ein Sterbenswörtchen aus ihm herausgelesen, obgleich mehr denn hundert helle Köpfe zu seinem Inhalt beigetragen, der von der ersten bis zur letzten Zeile sehr spiz ist. — Ich sehe, ich empfinde, meine freundlichen Hörer! daß Viele von Ihnen bei dieser kizlichen Frage wie auf Nadeln sitzen, darum will ich es Ihnen heimlich stecken, es ist ein Stecknadelbrief.

Der Stecknadelbrief gehört eigentlich in die Gattung der „geharnischten Briefe,“ aber nur nicht ängstlich,

er wirft Keinen um, da es bekannt ist, daß er einen Bruch hat. — Ich könnte Ihnen hier zum Schluß noch den Gevatterbrief vorführen, aber von einem Gevatterbrief will in der Regel Niemand Etwas wissen. Eines doch muß ich noch erwähnen, Eines kann ich nicht verschweigen. Wenn ich einst abgesehelt von dieser Erde, dann werden Sie von mir „Briefe eines Verstorbenen“ lesen. Ich habe heute mein Testament niedergeschrieben und einem Jeden von Ihnen, meine freundlichen Zuhörer, 10,000 Thaler vermacht. Wenn dies verlesen, wenn einem Jeden diese Summe baar ausgezahlt wird, dann wird es heißen: das ist der schönste und geistreichste Brief, den er je geschrieben. Man wird mir alle Fehler und Schnitzer vergeben, die ich im Leben gemacht; alle Kleckse, die man mir angehangen, wird man mir auswischen mit dem Thrärentuch der Freude. Man wird mich applaudiren und herausschreien aus dem Grabe. Und wenn ich erscheine als Thecla, eine Geisterstimme, wenn ich ausrufe: „Daran erkenne ich meine Pappenheimer!“ incommodiren Sie sich nicht wegen dieser Kleinigkeit, „meine Mittel erlauben mir das,“ „ich habe gethan, was ich nicht lassen konnte,“ dann wird es heißen bis hinauf in's Paradies: „Moriz, Du bist ein großer Mann!“ — „Das war ein Schuß, von dem man noch reden wird in den spätesten Zeiten.“ — „Schreit Vivat M', ich sehe schon den Better! — Es leb' der Tell, der Schütz und der Erretter!“

Drobisch.

Brüderlein fein. „Aber ich bitte Dich, lieber Mann, drei Stunden warte ich schon mit dem Mittagessen, Alles ist kalt!“ — „„Wie jesagt — liebe Gattin — ich traf diesen Herrn bei Luther und Wegener — (vorstellend) meine Frau — Herr Doctor Sch — Schulz — Schulz, mein — Milchbruder!““ — „Na, die Milch kenne ich!“

Bürger. Bürger sagte einst: „Ich bin der einzige Bürger in Deutschland, welcher dichtet, die anderen trachten bloß.“

Bucklige sind gewöhnlich witzig und heiter, weil sie nur einen kleinen Verdruß haben.

C.

Cancan. In den Memoiren der französischen Tänzerin Rigolboche, welche Aufsehen machen, sagt diese Heldin u. A. folgendes: „Der „Cancan“ ist ein spezifisch französischer Tanz. Er wird noch einst unser Nationaltanz werden. Er ist die verkörperte Phantasie der Pariser. Der Cancan verachtet und verschmäht Alles, was an die Regel, die Methode erinnern kann. Einer meiner Freunde versichert, daß auch der Cancan ein Product von 1789 sei. In der That, er ist vor Allem ein freier Tanz.“

Carcer. „Ich hab' ein kleines Hüttchen nur,
Es liegt auf einer stillen Flur!“

Casanova, der ältere. Neulich machte mir eine junge Dame Schmeicheleien über den starken Faltenwurf in meinem Gesichte und meinte: „Die vielen Falten kämen vom vielen Denken.“ Dennoch glaube ich, daß ihr ein Einfältiger lieber wäre.

Censoren. Man hätte gar nicht so sehr gegen die Censoren eifern sollen; sie thaten ja nur, was ihres Amtes war, und es lag in ihrem Amte, eher viel zu viel, als nur etwas zu wenig zu thun. Man sollte deßhalb in denjenigen Theilen Deutschlands, wo durch die Hertnäckigkeit der Fürsten der Preßzwang noch besteht, eben so wenig gegen die